Blätter
für
Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 29. Dezember 1828.

(Als Zugabe zum Niederrheinischen Beobachter.) Nro. 52.

Die Rache der Freundin.

„Arthur! Verräther!“ rief die arme Alix in glühender Fieberhitze — „Du hast mich betrogen, hintergangen; Du suchst meinen Tod — Du wirst Deinen Wunsch befriedigt finden. — Ich höre schon die Todtenglocke schallen, das Leichentuch wird ausgebreitet — — Ach, ich war so schön! ich war reich — geehrt, gepriesen von aller Welt! Du wolltest, sagtest Du, mich glücklich machen. Grausamer! Du hast schlecht Wort gehalten! Du hast mich zu Grunde gerichtet auf immer. Meine Augen sind erloschen, meine Lippen bleich geworden; Mitleid allein leistet mir noch einige Hülfe in meiner Schmach, die mich erdrückt.“

Und mit diesen Worten erhebte sie am ganzen Körper, in ihrem Innern regte sich's; sie legte die Hand an ihr Herz, und rief mit dem Ausdruck zerreißendsten Schmerzens: „Armes Kind! Du wirst das Schicksal Deiner Mutter theilen, und sterben müssen, ehe Du das Leben begrüßt, und das schöne Licht der Sonne gesehen hast!“ —

Ruhe und Besinnung kehrten auf Augenblicke wieder bei ihr ein. Ihre Augen funkelten vor Wuth, und indem sie ihre Blicke auf ihre Freundin Cäcilie richtete, welche gegenwärtig war, ihr in ihren Nöthen Beistand zu leisten, sprach sie in abgebrochenen Lauten zu derselben: „Cäcilie — schwöre mir — schwöre mir, Rache zu nehmen — an dem Undankbaren — dem Verräther!“ —

Cäcilie trocknete ihre stürzenden Thränen und schwur; die befriedigte Seele der sterbenden Alix entflog mit dem Eide dem Körper, und schwang sich auf in jene Regionen, wo kein Verrath und kein Haß mehr wohnt, und den unsterblichen Geist entwürdigt!

Sechs Monate verflossen. Der Schnee deckte wie weicher Flaum den Grabeshügel des armen Opfers des verrätherischen Arthurs, welcher sich ohne alle Gewissensbisse aller der Lust überließ, die dem Wüstling den Winter durch in der vergnügungssüchtigen Hauptstadt von allen Seiten sich darbot. Reich, im Besitz alles dessen, was schwachen weiblichen Herzen so gefährlich ist, als Jugend, Bildung, Anmuth, Gewandtheit im Schmeicheln — war es ihm leicht, sich noch zahlreicher Triumphe erfreuen und rühmen zu dürfen; und er versäumte keine Gelegenheit, jeden Anlaß zum guten Glück zu nützen, wenn es sich nur irgend thun ließ. Eines Abends war er auf dem Maskenball, umringt wie gewöhnlich von einer Menge von Masken, und weidete seine Eitelkeit an dem schmeichelhaften Gemurmel, welches seine witzigen Antworten unter dem Haufen erweckte — da beugte sich ein eleganter Domino nach seinem Ohr, und flüsterte ihm zu: „Arthur! gedenke Deiner Alix!“

Daß ihn diese Erinnerung ein wenig außer Fassung brachte, ist nicht gerade zu verwundern. Er windet sich von der Menge los und verfolgt die Maske, die ihm die bedenklichen Worte zugeflüstert hatte. Nach vieler Mühe gelingt es ihm endlich, sie zu bewegen, ihm in einer Loge Rede zu stehen. Hingerissen von der Liebenswürdigkeit der Unbekannten, will er dem pikanten Geheimniß auf den Grund kommen. „Lege die unbequeme Maske ab,“ spricht er zärtlich, „laß meine Blicke sich berauschen im Anschau'n Deiner Züge, im Feuerstrom Deiner himmlischen Augen, im Zauber Deines Lächelns, und Du sollst auf ewig zu Deinen Füßen den glücklichen Sterblichen gefesselt erblicken, den der Ton Deiner Engelsstimme im ersten Augenblick mit unwiderstehlicher Gewalt an sich gezogen.“ —

Wirst Du aber mir auch treu bleiben? frug die Unbekannte.

„Bis in den Tod!“ (die gewöhnliche Redensart.)

Hast Du noch nie geliebt? —

„Nie so, wie ich Dich liebe.“ —

Hast Du nie den Eid der Treue gebrochen?

„Niemals!“

Schwöre es mir zu! —

„Ich schwöre! Und mögen diese Lampen das letzte Licht seyn, das meinem Leben leuchtet, wenn ich falsch geschworen habe.“

Gut; komme nun mit mir, und Du sollst mich näher kennen lernen. Aber — hast Duch auch Muth, hin zu gehen, wo ich Dich hinführen werde? —

„Arthurs Muth ist bekannt in der ganzen Stadt.“

Wohl! — erwiederte die Maske — folge mir! —

Sie verließen die Redoute. Draußen lag ein dichter Nebel über der Stadt, so daß man kaum einen Schritt weit vor sich sehen konnte. Alles war still in den Straßen, und nur der langsame Schritt und die Pfeife der Nachtwächter unterbrachen das todte Schweigen. Die Unbekannte schritt rasch vorwärts, ohne auf mehrere Fragen Arthurs eine Antwort zu geben, was dem letzteren ein wenig bedenklich vorzukommen anfing Endlich hielt seine Führerin still im Freien vor der Gitterthür eines ummauerten Feldes, und sprach: „Wir sind zur Stelle." Sie öffnet und Arthur folgt ihr; sein Fuß stößt auf mehrere Unebenheiten des Bodens und verschiedene mit Schnee bedeckte Grabhügel; er erkennt den ***schen Todtenacker. Das Grauenhafte eines solchen Ortes um Mitternacht, ein dunkles Vorgefühl irgend eines nahen Unheils, erschüttern seine Festigkeit; aber sein Stolz überwindet den Anfall des Schauers.

„Willst Du mir hier Dein Wort halten?" frägt er die Unbekannte.

Hier, am Grabe Deines Opfers! — erwiederte die Maske. — Sie zieht Arthur mich sich fort, die Larve entsinkt ihr, und der treulose Liebhaber erkennt in dem von einem flüchtigen Mondstrahl erhellten Antlitz der Fremden — die Züge der schändlich verlassenen Alix; — sein Blut erstarrt — sein Auge schließt sich — und am andern Morgen hieß es: „die Todtengräber haben auf dem ***schen Kirchhofe die Leiche des schönen Arthurs erstarrt gefunden."

Eine Wachsmaske, vorstellend das Antlitz der armen Alix, lag neben der Leiche Arthurs, als Beweis, wie Cäcilie ihrer Freundin Wort gehalten.

Des Auvergners Nanette.

Der junge Maler Alexander Chenaud in Paris saß vor seiner Staffelei, trübe gestimmt, weil er sich noch immer einsam fühlte in dem geräuschvollen Verkehr der Seine-Stadt, die nur von der Eigensucht Leben zu erhalten schien. Seine Eltern hatten in der Revolutions-Zeit flüchten und bei einer alten Wärterin seine Schwester zurücklassen müssen, die damals noch in der Wiege lag, während er selbst nur erst von den Eltern abwechselnd geführt und getragen sein Vaterland verlassen konnte. Die Familie begab sich nach Italien, wo der Vater Chenaud wenige Jahre darauf starb, Alexander in Sorge und Mangel aufwuchs, sich voll Eifers und Geschicklichkeit der Kunst widmete und mit seinem Erwerb von den letzten Lebenstagen seiner Mutter den Mangel verscheuchte. Als auch sie heimgegangen war, trieb es ihn nach Paris zurück, seine Schwester aufzusuchen, über deren Schicksal er oft vergebliche Nachforschungen unternommen; aber alle Erkundigungen, die er unermüdet fortsetzte, blieben ohne Erfolg

So saß er nun sinnend, was wohl weiter zu thun sey; da klopft es an seine Thür und herein tritt ein Mann, den sein Aeußeres als einen Wasserträger, seine Sprache als einen Auvergner ankündigt, indem er spricht: „Sie sind ja wohl ein Maler, mein Herr?" — Als Chenaud dies bejahete, fuhr der Auvergner fort: „Es ist gar nichts Kleines, was ich von Ihnen begehre; verstehen Sie denn Ihre Kunst recht gut?" — „Nun, wir werden ja hören!" — „Ich habe mir gestern Abend in einem Laden einen Haken gekauft und ein allerliebstes Frauchen dort gefunden, von der möcht' ich für mein Leben gern ein Abbild haben!" — „Ist sie denn verheirathet?" fragte Chenaud. — „Freilich! aber was schadet's? Wißt, das Frauchen gleicht, wie ein Tropfen Wasser dem andern, meiner Nanette, die ich nun schon vier Monate nicht gesehen habe, vielleicht noch lange Zeit nicht sehen werde; denn eh' ich nicht ein tüchtiges Sümmchen besitze, bin ich in meiner Heimath ganz unnütz. Zu meinem Trost möcht' ich nun wenigstens das Bild meiner Nanette haben; Ihr malt mir aber nur das Gesicht von dem Laden-Frauchen, die Landes-Tracht meiner Nanette, die bring' ich Euch; ich kann sie geborgt bekommen von einer Verwandten, die hier lebt; denn von dem Kleide der Pariser Mode-Dame will ich nichts wissen!"

Nach dieser Erklärung hatte Chenaud kein Bedenken, dem Wunsche des Bestellers zu genügen, ließ sich den Laden beschreiben und ging hin. Er fand die ihm geschilderte junge Frau und mußte gestehen, daß der Geschmack des Auvergners nicht zu verachten sey; ohne Umschweife erzählte er ihr die Geschichte und sagte, welchen Auftrag er von dem Wasserträger habe. Die Dame rief, herzlich lachend, ihren Gatten herbei, um von ihm zu erfahren: ob sie sich für den Wasserträger dürfe malen lassen? Der Mann, lebendig und voll Laune, hatte gar nichts dagegen, bat aber um den Namen des Malers. — „Alexander Chenaud!" sagte dieser und die junge Frau, plötzlich ernst werdend, wiederholte fragend: „Alexander Chenaud?" — in einem Tone, der Schreck und Freude zugleich ausdrückte. „Ich bin eine geborne Chenaud, schon in der Wiege von meinen Eltern verlassen!" fuhr sie fort und Thränen stürzten aus ihren Augen. Der junge Maler, selbst tief erschüttert, war kaum eines Lautes mächtig vor Erwartung und Furcht, daß seine Hoffnung ihn täuse; bald aber erklärte es sich: er hatte seine Schwester, seine glückliche Schwester gefunden.

„Gott segne den Auvergner und seine Nanette!" rief er aus, nachdem der erste Sturm der Freude vorüber war; „er soll ein Bild haben, so gut es irgend in meinen Kräften steht!" — Er hielt Wort, aber der Auvergner war damit doch nicht zufrieden. „Freund!" sagte er zu Chenaud, der ihm nicht verhehlt hatte, welch eine himmlische Fügung hier gewaltet: „Freund! Ich seh' es wohl, das Frauchen im Laden ist es, aber meine Nanette nun doch nicht! Die Augen sind zu groß, Nanette hat sie kleiner; zweitens ist der Mund zu klein, der von Nanetten ist größer, voller, mithin hübscher — Eure Schwester mag's mir nicht übel nehmen! — drittens ist die Nase zu dünn, Nanette hat sie breiter. Seyd so gut, wenn Ihr könnt, und ändert das noch ab!" — Der fröhliche Maler that, wie der Auvergner wollte und so verhäßlicht war nun das Bild zum Sprechen ähnlich.

„Werdet Ihr denn Eure Nanette heirathen, wenn Ihr zurückkehrt?" fragte Chenaud, als er dem Wasserträger das Bild einhändigte, ohne etwas dafür anzunehmen. „Ich, heirathen? Du lieber Gott, seit Jahr und Tag sind wir verheirathet, haben aber noch nicht so viel, um bei einander bleiben zu können. Darum wünscht' ich mir ja eben das Bild, weil ich meiner Frau so gut bin, daß mir jeder Tag ohne sich gar zu lang wird!" — Gerührt nahmen sie Chenaud und seine Schwester des armen Wasserträgers an, ihm Kunden verschaffend und nach einem Jahr zog er jubelnd in seine Heimath, weil er so viel erworben hatte, um ein kleines Gütchen zu kaufen.

Der geheilte Feigling.

(Historische Anekdote.)

Als Rodrigo von Bivar, der berühmte Cid, die Stadt Valencia, damals im Besitz der Mauren, zuerst belagerte, hatte er unter seinen Rittern einen gewissen Martin Peleaz, welcher bei großen persönlichen Vorzügen und bei einer ungemeinen Körperkraft, dennoch ein gewaltiger Feigling war. Der Cid, welcher von seiner Feigherzigkeit gehört hatte, erschrack, als der Ritter zu ihm stieß; aber er konnte ihn nicht zurückschicken, ohne ihm den wahren Grund anzugeben, und dies zu thun, war er zu gutmüthig. Auf diese Weise gezwungen, ihn in seinem Dienst zu behalten, beschloß der Cid, zu versuchen, ob es nicht möglich sey, den Ritter zu heilen; deshalb trug er Sorge, daß er sehr gut bewaffnet und beritten gemacht wurde, auch daß er Theil an dem ersten Gefechte mit dem Feinde nehme. Kaum aber trafen die Christen mit den Mauren zusammen, als auch Peleaz schon die Flucht ergriff. Er wähnte, seine Feigheit sey unentdeckt geblieben, und stellte sich daher dreist ein, als sich zur Mittagszeit alle Ritter bei dem Cid versammelten. Es war Rodrigo's Gewohnheit, an einem hohen Tische allein zu essen; für seine Ritter standen Tische in anderen Theilen des Saales. An dem ersten saßen alle die, welche sich durch rühmliche Waffenthaten ausgezeichnet hatten; ihre Tafel war reich besetzt und sie wurde auf das Aufmerksamste bedient. An dem zweiten Tische saßen die Ritter von minderer Auszeichnung, und die, welche noch keine Gelegenheit gehabt hatten, sich auszuzeichnen; ihre Tafel war geringer besetzt. Auf diese Weise befeuerte der Cid zu seinem sehr großen Nutzen den Ehrgeiz seiner Ritter, denn alle, welche an dem zweiten Tische saßen, strebten danach, einen Platz an dem ersten zu erlangen, und sie wußten, daß sie dies nur durch rühmliche Waffenthaten vermöchten. — Martin Peleaz wollte schon einen Sitz an der Ehrentafel einnehmen, da trat der Cid auf ihn zu, nahm ihn bei der Hand, und sagte: „Du bist nicht würdig, an dieser Tafel zu sitzen, denn das sind bessere Männer, als Du oder ich; doch Du sollst mit mir an meinem Tische essen." Hierauf wies er ihm neben sich einen Platz an.

Martin Peleaz, welcher, wie es scheint, keinen sonderlich scharfen Verstand hatte, bildete sich ein, der Cid erweise ihm diese Ehre, um ihn über die andern Ritter zu erheben; er bedachte dabei nicht im Geringsten, wie unwahrscheinlich es war, daß ein Mann wie Rodrigo eine solche Ungerechtigkeit begehen würde.

Am nächsten Tage richtete es der Cid so ein, daß Peleaz seinen Posten gerade in der Mitte der Ritter erhielt, welche zum Angriffe der Mauren bestimmt waren. Er griff die Feinde mit ziemlicher Tapferkeit an; sobald er aber die günstige Gelegenheit ersehen konnte, ergriff er die Flucht. Der Cid beobachtete ihn genau, und als die Ritter zur Tafel gehen wollten, nahm er Peleaz wieder bei der Hand, und sagte: „Du mußt wieder mit mir an meinem Tische essen, denn heute hast Du es noch besser verdient als gestern."

Die besondere Art, mit welcher der große Feldherr diese Worte sprach, überzeugte Martin, daß seine Feigheit geheilt sey. Er fühlte und empfand den Zartsinn des Cid, der ihn auf so feine Weise ermahnte, statt ihn vor allen Rittern zu beschimpfen, und er beschloß auf der Stelle, zu beweisen, daß er den Edelmuth zu schätzen wisse. Bei dem nächsten Zusammentreffen mit den Mauren focht er auch wirklich mit solcher Tapferkeit, daß selbst einige der Kühnsten unter den Feinden vor ihm flohen. Der Cid sah, was vorging, und freuete sich innig über Peleaz Muth, und als die Ritter sich wieder zum Mittagsmahle versammelten, wies er Martin einen Platz an der Ehrentafel an, indem er sagte: „Mein Freund, setze Dich zu diesen tapferen, erprobten Männern; deine heutige Thaten haben Dich würdig gemacht, ihr Gefährte zu seyn."

Von dieser Zeit an bewies sich Peleaz so tapfer, daß der Cid ihn immer um sich behielt, und ihm so viel Gelegenheit gab, sich auszuzeichnen, daß sein Waffenruhm bald nur noch dem seines großen Meisters nachstand. Dieser liebte den Ritter wegen der Tapferkeit, als deren Schöpfer er selbst sich wohl mit Recht betrachten konnte; er schenkte ihm sein ganzes Vertrauen, und ehrte ihn bis an seinen Tod durch die ausgezeichnetsten Beweise seiner Freundschaft.

Manuel Gomez Pedraza.

Der neu erwählte Präsident der vereinigten Staaten von Mexico ist aus einer angesehenen Familie in Mexiko entsprungen, und jetzt ungefähr in seinem fünf und vierzigsten Jahre. Er stand vor dem Ausbruche des Freiheitskrieges in Militärdiensten des Muttterlandes, und genoß schon damals, durch sorgfältige Erziehung in der Entwickelung seiner Talente unterstützt, das Zutrauen seiner Landsleute in einem so hohen Grade, daß er kaum 25 Jahre alt zu einem der mexicanischen Abgeordneten bei den Cortes in Spanien erwählt ward, wo seine freisinnigen Ansichten, sein Rednertalent und seine Geschäftstügtichkeit ihm die Bewunderung seiner Collegen erwarben.

Nach der Auflösung dieser merkwürdigen Versammlung bereiste Pedraza Spanien, Frankreich und die Niederlande, und begab sich hierauf nach England, wo er sich jedoch nur kurze Zeit aufhielt. Bei der Rückkehr in sein Vaterland fand er Iturbide im Besitze der Kaiserherrschaft, und ungeachtet er sich diesem we-

nig näherte, wurde er doch bald von dem Herrscher, der seine Geschäftskenntniß erkannte, zum Generalcommandanten der Provinz Mexico ernannt. Als Feind der Tyrannei wie der Militairherrschaft und Anarchie suchte er nun unaufhörlich die Absetzung Iturbide's auf die schonendste und für das Land gefahrloseste Weise herbeizuführen, und er war es, welcher am Tage vor der friedlichen Absetzung desselben, einem Kriegsrathe der vornehmsten zu dieser Unternehmung versammelten Offiziere präsidirte, welcher zu St. Martua, drei Meilen von der Hauptstadt, gehalten ward. Mexico wurde nun ohne Bürgerkrieg oder Blutvergießen hauptsächlich durch seine Veranstaltung zum erstenmale von dem Manne befreit, der sich zu seinem Tyrannen aufgeworfen hatte.

Pedraza nahm für sich am Ende 1823 nur den bescheidenen aber schwierigen Posten eines Polizeiintendanten von Mexico an, den er auch im Jahr 1824 verwaltete, und in welcher Lage er manches Gute von Dauer stiftete, da hier viel zu schaffen war. Er war Candidat zur ersten Präsidentenwahl neben Victoria und Bravo, und zog sich, nachdem die Wahl beide Letztere traf, ins Privatleben zurück. Seine Verdienste blieben aber doch so anerkannt, daß die Legislatur von Puebla ihn bald nach seinem Rücktritte vom öffentlichen Leben zum Gouverneur dieses Staats erwählte, welche Stelle er nur nach dreimal wiederholtem Antrage endlich annahm. Eine Beschuldigung, daß er zur Unterdrückung von Räubern, die zwei Britten auf dem Wege nach der Hauptstadt ermordet hatten, nicht den schuldigen Eifer bewiesen hatte, brachte ihn vor ein Kriegsgericht, in welchem er auf das Ehrenvollste frei gesprochen wurde. Gleich darauf rückte er zu einem höheren Posten vor. Der Präsident Victoria ernannte ihn zum Kriegsminister.

In dieser Stelle zeichnete er sich besonders aus. Alle seit dieser Zeit eingeführten wichtigen Reformen in dem Zustande des Bundesheeres sind ausschließlich seine Schöpfungen, und immer thätig und wachsam, die Republik zu erhalten, wußte er eben so schnell die tolle Verschwörung unter Padre Arenas als die gefährlichere, in welche der Vicepräsident Bravo selbst verwickelt war, zu entdecken, und durch rasche Maßregeln zu vereiteln. Diese Handlungen und seine besondere, bei der Belagerung der Festung St Juan de Ulloa bewiesene Thätigkeit empfahlen ihn bei den Besonneneren des mexikanischen Volkes als den würdigsten Nachfolger Victoria's zur Präsidentur der Republik. Die Hauptzüge seines öffentlichen Charakters sind: Entschiedenheit in seinen Beschlüssen, Festigkeit im Handel und unermüdete Thätigkeit, Feind aller Intrigue und Heuchelei soll er im Privatleben und als Familienvater seinen Landsleuten nicht weniger als hohes Muster der Einfachheit und Biederkeit vorleuchten.

Alterthümliche Gerechtigkeitspflege.

In einem Hamburger Blatte liest man: Im Jahre 1677, den 19. Oktober, beschäftigte sich ein schlauer Kopf damit, auf dem Ochsenmarkte Ochsen in fremder Leute Namen zu bedingen und fortzutreiben. Er hatte schon zwei gute Prisen erbeutet, als der Schelm beim dritten Versuche ertappt, und selbst als eine gute Prise in Verwahrung genommen wurde. Ihm ward folgende höchst praktische Strafe dictirt und auf der Stelle vollzogen: Man warf ihm eine große rothe Ochsenhaut, wie einen Mantel, über die Schulter, so zwar, daß die Hörner, gleich zween Telegraphen seiner Spitzbüberei, über dem Kopfe hervorragten, und der Schweif wie eine lange Schleppe auf der Erde schlenkerte. In diesem Aufzuge mußte er eine volle Stunde auf dem Markte mitten unter seinen Pseudo-Vettern, den Ochsen, an einem Pfahle stehen, dann aber ward er zu männiglich Kunde durch die Stadt geführt, versteht sich in vollem Ornate, und, wie unser Chronikenschreiber, aus dem wir dieses entlehnen, sich ausdrückt: „in großer Folge und Prozession des Herrn Omnis Gesindelein."

Welch' eine Maskerade würde es jetzt wohl täglich in unserer guten Stadt geben, wenn jeder überwiesene Schelm, mit den Insignen seiner Schelmerei geziert, auf ähnliche Weise mit einem Gefolge von Barfüßern herumgeführt würde!

Die abschlägige Antwort.

Einem Engländer ward zu Rom von einer Dame von Stande das Amt eines Cavaliere servente angetragen. „Ehe ich ein Amt übernehme, muß ich erst die Pflichten kennen, die mir mit demselben auferlegt werden," — antwortete ihr der Britte. Sie erklärte ihm nun, daß ein Cavaliere servente der höhern Stände Folgendes zu beobachten hätte: 1. er muß früh an der Thüre seiner Dame seyn, um sich, sobald sie sich den Armen des Schlafs entwunden hat, nach ihrem Befinden zu erkundigen; 2. er muß ihr bei der Toilette behülflich seyn; 3. ihr, wenn sie Handschuhe, Fächer oder dgl. fallen läßt, sie aufheben; 4. wenn sie auf dem Sopha ruht, ihr vorlesen; 5. mit ihr ausfahren; 6. sie in die Gesellschaften und Theater begleiten; 7. ihr alle Tage Unterhaltung und Vergnügen aussinnen helfen; 8. ihre Fächer, Pompadour u. s. w. tragen; 9. ihr Schoßhündchen füttern u. s. w. Der stolze Britte antwortete der Dame, daß sich solche Sachen für einen Engländer nicht ziemten, er deshalb die ihm zugedachte Ehre ablehnen müsse.

Anekdote.

Ein polnischer Jude, der in letzten Zügen lag, wurde von seiner Frau gefragt, ob er ihr auch wohl etwas Vermögen hinterlasse. „Ja wohl! erwiederte der Sterbende, und rechnete einige hundert Ducaten auf, die ihm verschiedene seiner Glaubensbrüder schuldig wären. Die Frau, obgleich mit dieser Auskunft zufrieden, bat dennoch, er möchte ihr sagen, wie viel er denn an andere schuldig sey „Schweig, mein Kind," entgegnete der Mann, „schweig! das laß sie sagen, wenn sie in letzten Zügen liegen."